



UE „Jüdisches Leben in Deutschland in der Industrialisierung“ Gruppenarbeit

Gruppe 1: Die Frage nach der „Heimat“ - eine zionistische Antwort: das biblische „Land der Väter“ als Sehnsuchtspunkt

Texte (alternativ):

- Herlinger, Ilse: Ein kleiner Knabe reist nach Erez Israel. In: ebd.: Jüdische Kindermärchen. Mährisch-Ostrau 1928, S. 85-91.
- Abeles, Siegfried: Tams Reise durch die jüdische Märchenwelt. Breslau 1922 (Auszug).
- Abeles, Siegfried: Die Spaten. Ein Lag b'omer-Märchen. In: Menorah. jüdisches Familienblatt für Wissenschaft, Kunst und Literatur, 1923, Heft 1, S. 18.
- Singer, Irma: Von den vielen kleinen Lichtlein. In: ebd.: Das verschlossene Buch. Wien und Berlin 1918, S. 21-22.

Arbeitsauftrag:

1. Beschreiben Sie die im Text dargestellte Gegenwart der Juden.
2. Skizzieren Sie, inwiefern und mit welchen Bildern Sehnsucht beim Rezipienten geweckt wird.
3. Diskutieren Sie, welche Rolle jüdische Tradition in der Darstellung spielt. Gehen Sie dabei auf die genannten historischen Vorbilder ein.
4. Argumentieren Sie, welche pädagogische Intention in dem Dargestellten liegt.

Gruppe 2: Mahnung vor Traditionsverlust - religionspädagogisch: Darstellung orthodoxer Werte im Familienverband

Texte (alternativ):

- Wengeroff, Pauline: Memoiren einer Großmutter. Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden Russlands im 19. Jahrhundert, Bd. 1. Berlin 1908 (Auszug)
- Ury, Else: Die erste Lüge. In: Wegweiser für die Jugendliteratur, Jg. VII, Nr. 4 (1911)
- Ury, Else: Im Trödelkeller. In: Sammlung preisgekrönter Märchen und Sagen. Stuttgart 1908, S. 99-105.
- Schwab, Hermann: Die alte Tfilloh. In: ebd.: Kinderträume. Frankfurt a. M. 1921, S. 54-85.
- Jakobi, E.: Ein Jahr aus Ruths Leben. Eine jüdische Erzählung. Berlin 1906.

Arbeitsauftrag:

1. Skizzieren Sie die dargestellte Gegenwart der Juden.
2. Beschreiben Sie, welchen Stellenwert die jüdische Tradition im Alltag einnimmt und mit welchen literarischen Bildern der Verlust der Tradition problematisiert wird.
3. Argumentieren Sie, welche pädagogische Intention in dem Dargestellten liegt.

Gruppe 3: Gewissheit göttlicher Hilfe in Zeiten der Not - religiös-moralisch: selbstloses, gottgefälliges Agieren der Protagonisten

Texte (alternativ):

- Herlinger, Ilse: Der kleine Handelsmann. In: ebd.: Jüdische Kindermärchen. Mährisch-Ostrau 1928, S. 18-21.
- Loewe, Heinrich: Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag. Ein Märchen von Heinrich Loewe. Berlin 1914 (Auszug).
- Herlinger, Ilse: Der Ring des Propheten. In: ebd.: Jüdische Kindermärchen. Mährisch-Ostrau 1928, S. 8-13.

Arbeitsauftrag:

1. Skizzieren Sie die dargestellte Gegenwart der Juden.
2. Beschreiben Sie mit welchen Mitteln Vertrauen in die Zukunft vermittelt wird.
3. Argumentieren Sie, welche pädagogische Intention in dem Dargestellten liegt.

Ein Jahr im Elternhause.

Mein Vater pflegte Sommer und Winter um 4 Uhr morgens aufzustehen. Er achtete streng darauf, daß er sich nicht vier Ellen von seinem Bette entfernte, ohne sich die Hände zu waschen. Ehe er den ersten Bissen zum Munde führte, verriechte er in behaglicher Stimmung die Früh-Morgengebete, und begab sich dann in sein Arbeitszimmer. Es hatte an den Wänden viele Fächer, in denen zahlreiche Talmudfolianten aller Arten und Zeiten aneinander gereiht standen, in guter Gemeinschaft mit sonstigen talmudischen und hebräischen Werken der jüdischen Literatur. Darunter gab es alte, seltene Drucke, auf die mein Vater stolz war. Außer einem Schreibtisch stand in diesem Raum noch ein hoher, schmaler Tisch, „Ständer“ genannt, davor ein bequemer Lehnstuhl und eine Fußbank.

Mein Vater begab sich also in sein Zimmer, ließ sich gemächlich im Stuhl nieder, schob die von dem Diener bereits angezündeten Kerzen näher und schlug den großen Folianten auf, der noch von gestern abend wie wartend dalag und begann in dem bekannten Singsang zu „lernen“. So gingen die Stunden bis sieben Uhr morgens hin. Dann trank er seinen Tee und ging in die Synagoge zum Morgengebete.

In meinem Elternhause wurde die Tageszeit nach den

drei täglichen Gottesdiensten eingeteilt und benannt: so sagte man „vor“ oder „nach dem Dawenen“, (Beten), für die vorgerücktere Zeit „vor“ oder „nach Minche“ (Vorabendebet); die Zeit der Abenddämmerung wurde mit „zwischen Minche und Maariw“ bezeichnet. In ähnlicher Weise wurden die Jahreszeiten nach den Feiertagen benannt; so hieß es „vor“ oder „nach Chanuka“, „vor“ oder „nach Purim“ usw.

Mein Vater kam um zehn Uhr vom Bethause zurück. Erst dann begannen die geschäftlichen Arbeiten. Es kamen und gingen viele Menschen, Juden und Christen, die Geschäftsführer, die Kommis, Geschäftsfreunde usw., die er bis zur Mittagszeit — es wurde um ein Uhr gegessen — abfertigte. Nach Tisch ein kurzes Schläffchen, hierauf nahm er seinen Tee. Dann fanden sich auch schon Freunde ein, mit denen er über den Talmud, literarische Fragen und über Tagesereignisse sprach.

So schrieb mein Vater im Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen Beitrag zu den „Eyen Jankow“, den er „Kuntres“ (Kunom Beissim) benannte, und im Anfang der fünfziger Jahre hat er eine umfangreiche Sammlung seiner Kommentare zu dem ganzen Talmud herausgegeben unter dem Namen „Minchas Jehuda“. Beide Werke hat er keinem Verleger zum Verkauf überlassen, und nur an seine Freunde, Bekannte, seine Kinder und hauptsächlich an viele „Bole midaschin“, (Lehrhäuser) in Rußland verteilt. Das jüdische Schrifttum und die meisten seiner Verfasser von damals und noch viele Jahrhunderte zuvor, auch der Talmud, haben den großen Fehler begangen, daß sie die Daten oft außer acht ließen und sie nicht genau angaben. So hat beispielsweise mein Vater in seinem letzten Werke seinen Stammbaum gegeben.

der sehr viel Rabbiner und Gaonim, angefangen von seinem Großvater bis zehn Generationen weiter hinauf zählte, aber bei keinem das Jahr seines Lebens und Todes verzeichnet. Was galt das Leben des Einzelnen, wenn nur das Talmudstudium eine Pflanzstätte hatte!

So empfand mein Vater, der getreu wie seine Ahnen der Lehre und dem Gottesdienst sich weihte. . . .

Das Minche gdole (Vorabendgebet) verrichtete er gewöhnlich zu Hause und sehr früh. Zu Maariv ging er wieder in die Synagoge, von der er gegen neun Uhr nach Hause kam zum Abendbrot. Er blieb gleich beim Tisch sitzen, unterhielt sich mit uns über dies und jenes. Er interessierte sich für alles, was im Hause vorging, was uns Kinder betraf, manchmal für den Fortgang unseres Unterrichts. (Den jüdischen Lehrer, Melamed und Schreiber, wie auch den Lehrer der polnischen und russischen Sprache pflegte meine Mutter zu besorgen.) Meinem Vater wurden da alle Haus- und Stadtereignisse mitgeteilt, während er seinerseits uns alles erzählte, was er in der Synagoge gehört hatte und was dort erörtert worden war. Dies war für uns die beste Unterhaltung und was er erzählte, die interessanteste Zeitung. Man nannte diese mündlichen Überlieferungen „pantoflowe gazeta“. Zeitungen, wie wir sie heute besitzen, gab es damals nur wenige, und sie waren nicht für jedermann erreichbar.

Meines Vaters impulsive Natur nahm alle Ereignisse mit starker Ergriffenheit auf, die sich auch seiner Umgebung mitteilte. Wir Kinder lauschten bei Tisch gespannt seinen klugen Reden. Er erzählte uns von berühmten Männern, von ihren Taten, von ihrer religiösen Lebensweise, den jüdischen Gesetzen, und wir liebten und schätzten ihn und stellten ihn höher

als alle Menschen, die wir damals kannten. An zwei Namen, die er uns genannt, erinnere ich mich noch. Der eine hieß Reb Selmele, der andere Reb Hesele. Reb Selmele beschäftigte sich so eifrig mit dem Talmudstudium, daß er oft zu essen, zu trinken und zu schlafen vergaß. Er wurde schwach, mager und bleich, und seine besorgte Mutter flehte ihn an, seine Mahlzeiten einzunehmen. Aber es half nichts. Da gebrauchte die Mutter ihre Autorität: sie erschien eines Tages in seinem Studierzimmerchen mit einem Stück Kuchen in der Hand und befahl ihm, zu essen; zugleich sagte sie ihm, daß er jeden Tag um diese Stunde von ihr ein Stück Kuchen bekommen würde, das er essen müßte. Der junge Mann fügte sich in den Willen der Mutter; ehe er aber zu essen begann, rezitierte er den Talmudabschnitt: „Kabed ow weem“, die Gebote von der Verehrung von Vater und Mutter.

Der zweite, Reb Hesele, war schon als Kind sehr klug und witzig, Eigenschaften, die ihm auch bei all seiner großen Gelehrsamkeit bis in die späteren Lebensjahre verblieben. Ihm war das Cheder ein Greuel mitsamt dem Rebben und dem Beheller, der ihn täglich gewaltsam fortführte, obwohl er sich mit Händen und Füßen sträubte; denn er war ein sehr lebhaftes Kind und liebte die Freiheit. Eines Tages fragte ihn sein Vater ohne jede Strenge, warum er denn so ungern ins Cheder ginge. „Ich fühle mich beleidigt“, erwiderte er, „daß der Beheller mich so ohne jede Achtung mitschleppt. Warum schickt man dir, wenn man dich haben will, einen Boten, der dich höflich bittet, der Einladung zu folgen? Und du antwortest manchmal: „Gut, ich komme!“ oder manchmal auch: „Ich danke, gleich wie gewesen (d. h. wenn du willst, gehst du, sonst eben nicht).“ Der Vater versprach ihm, ihn

auch einladen zu lassen und teilte das dem Behelfer mit. Als dieser nun anderen Tages den Kleinen freundlich einhüll, antwortete er: „Gleich wie gewesen!“ — Ein andermal zog er beide Strümpfe auf denselben Fuß, um den Behelfer recht lange nach dem zweiten suchen zu lassen.

Meine Eltern waren biedere, gottesfürchtige, tief religiöse, menschenfreundliche Leute von vornehmerm Charakter. So war überhaupt der vorherrschende Typus unter den damaligen Juden, deren Lebensaufgabe vor allem die Gottes- und die Nächstenliebe war. Der größere Teil des Tages verging mit dem Talmudstudium. Den Geschäften widmete man nur bestimmte Stunden, obgleich die Geschäfte meines Vaters oft hundert tausende Rubel betrafen. Er gehörte, wie auch mein Großvater, der Klasse der Podraziki (Unternehmer) an, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland eine große Rolle spielten, da sie große Geschäfte mit der russischen Regierung machten, wie die Übernahme von Festungs-, Chaussee- und Kanalbauten und die Lieferungen für die Armee. Mein Vater und mein Großvater gehörten zu den angesehensten dieser Unternehmer, da sie sich durch absolute Ehrlichkeit auszeichneten.*)

Wir bewohnten in der Stadt Brest ein großes Haus mit vielen, reich ausgestatteten Räumen; wir hatten Equipage

*) Dokumentarisch ist es, daß mein Großvater, dem auch der Ehrenbürger-Titel verliehen wurde, von General Deen, dem Chef der Arbeiten bei dem Bau der Festung in Medlin bei Warschau, Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, aus der Provinzstadt Bobrujsk nach Warschau berufen wurde, um Arbeiten an den grossen Festungsbauten zu übernehmen. Die Übernahme solcher Arbeiten hat meinen Vater auch zur Übersiedlung nach Brest veranlaßt.

Jahrg. VII, 1911.

Nummer 4

Wegweiser für die Jugendliteratur.

Herausgegeben von der Grossloge für Deutschland VIII U. O. B. B.

Im Auftrage

der von ihr eingesetzten Kommission zur Schaffung einer jüdischen Jugendliteratur

redigiert von

Dr. M. Spanier in Magdeburg.

Inhalt: Das Resultat unseres III. Preisausschreibens. — Sorget nicht! (Ein Neujahrsgruss.) — Jom Kippur. — Die erste Lüge. (Zum Laubhüttenfeste.) — Notizen. — Jugendschriften älteren Datums. — Besprechungen.

Die erste Lüge.

Von Else Ury.

Grossvater war eingenickt.

Die warme Herbstsonne, die mit glitzernden Strahlenfüsschen wie ein übermütiger Knabe in der lustigen Laubhütte umhersprang, hatte ihn eingeschläfert; die tolle, ausgelassene Schar der Enkel, die zu Ehren des Festtages beim Grossvater in der Laubhütte gespeist hatte, war wohl auch etwas zu viel für den alten Herrn gewesen.

Jetzt drang das laute Jubeln und Jauchzen der Kleinen, welche in die Haselnussstauden des grossen Gartens geraten waren, gedämpft herüber. Nur Rudi, sonst einer der wildesten, tat heute nicht mit beim fröhlichen Spiel; der drückte sich scheu und in sich gekehrt in den grossen Korbessel. Unstät liess er seine Augen in dem prächtig geschmückten Raum umherwandern. Ueber die bunten Teppiche, welche die Wände zierten, über das lustige Tannengewinde mit den leuchtenden Asten irrte sein Blick, da die zierlich geflochtenen Blumenkörbchen, die flimmernden Silber- und Goldpapierketten, die sich durch den schmalen Raum der Laubhütte zogen — es war wie im Märchen.

Aber Rudi, der sich wie alle anderen Kinder schon das ganze Jahr lang auf die Festtage in der Laubhütte des Grossvaters gefreut hatte, wurde des schönen Tages nicht froh. Immer wieder glitt sein Blick verstohlen von dem tiefblauen Himmel, der durch die laubumwundenen Bogen des offenen Daches der Hütte hineinlugte, zu dem schlafenden Grossvater hinüber.

Wie ernst er aussah — gar nicht so götig wie sonst — sollte er am Ende — — —

Rudis Herz begann plötzlich schneller zu schlagen — poch — poch — poch — so laut pochte es, dass Rudi erschreckt zum Grossvater hinüberschaute, ob er auch von dem Lärm nicht aufgewacht.

Nein — Grossvater schlief ruhig weiter, der ahnte nicht, was für einen bösen kleinen Enkel er hatte!

Er würde es ja auch nie erfahren, versuchte Rudi sich selbst zu beruhigen; trotzig warf er den Kopf zurück, aber laut und vernehmlich sprach die Stimme des Gewissens:

„Du hast gelogen — zum ersten Mal in Deinem Leben — und noch dazu Deinen lieben alten Grossvater belogen!“

Ja, er hatte gelogen — als Grossvater vorhin seine drei ältesten Enkel gefragt hatte, ob sie auch morgens den Segensspruch über den Feststrass und den Paradiesapfel, wie es die religiöse Sitte am Laubhüttenfest vorschrieb, gesprochen hätten, da hatten die anderen beiden ein helles freudiges „Ja!“ geantwortet, nur Rudi hatte schnell und verlegen mit dem Kopf genickt. Und der gute Grossvater hatte ihm wie den anderen mit einem „Brav, mein Sohn!“ über das Haar gestrichen.

Er hatte sich geschämt, vor allen einzugestehen, dass er heute zu beten vergessen hatte; lieber hatte er gelogen — und dabei wusste er doch, wie verabscheuenswürdig und feige eine Lüge war!

Still — ganz still war's in der Laubhütte. Nur das leise Rascheln der windbewegten Zweige, nur das Summen einer Spätfliege und die friedlichen, gleichmässigen Atemzüge des Grossvaters.

Dort drüben in der Ecke lehnte von goldigen Sonnenstrahlen eingesponnen der Feststrass, daneben die silberne Büchse mit dem Paradiesapfel. Ernst blickten sie zu dem kleinen Sünder herüber.

Und jetzt — träumte er oder wachte er — da sprang der Feststrass mit einem Satz aus seiner Wasserschale heraus, gravitatisch wackelte er auf den sich verkriechenden Rudi zu. Trotz seiner Furcht schaute Rudi genauer hin — das war ja gar kein Strass mehr, drei Weiblein waren es, die langsam näher und immer näher kamen.

Voran stolzierte die Grösste, die hatte ein grünes, fächerartig gefaltetes Kleid an, auf langem schlanken Hals wiegte sie ihr Köpfchen mit der grünen Palmenkrone.

Auch die Zweite trug ein dunkelgrünes Gewand, aus runden kleinen Blättchen war es zusammengewebt und über und über mit weissen Blüten

bestreut. Mitten auf der Stirn aber, und das war das Merkwürdige, hatte sie ein grosses Auge, damit sah sie strafend auf Rudi.

Das von grauen Silberschleiern umwogte Haupt tief zur Erde geneigt, folgte ihnen demütig und bescheiden die Dritte.

„Töff — töff — töff —“ tönte es plötzlich — was war denn das?

Rudi richtete sich ein wenig empor.

Da kam im grossen Bogen die kleine Silberbüchse, in welcher der Paradiesapfel gelegen, wie das niedrigste Automobil vorgefahren, und drinnen sass ein winziges Männlein im gelben Röckchen mit gelbem verschrumpften Gesicht und langem grünen Bart, seine Augen aber waren wie zwei kleine schwarze Pfefferkörner.

Rudi nahm all seinen Mut zusammen. „Was wollt Ihr von mir?“ fragte er mit zitternder Stimme, denn die Vier waren ihm schon so nahe gekommen, dass er kaum noch atmen konnte.

Hops — da sprang das Männlein aus seiner Büchse und griff mit der welken Hand nach Rudis Herzen.

„Au!“ schrie Rudi, aber so sehr das Herz auch zuckte und sich wehrte, das Männlein liess es nicht aus den dürren Fingern.

Sonderbar war nur, dass Rudi ohne Herz noch atmen und sprechen konnte. „Bin ich denn jetzt nicht tot?“ fragte er das Männlein ganz erstaunt.

„Naseweis!“ verwies das Männlein ihn bitterböse, „Du hast nur zu reden, wenn Du gefragt wirst. Da — schau her — dies ist Dein Herz. guck hinein.“

Und Rudi beugte sich tief darüber, da sah er wie in einen blanken Spiegel. Rosenrot wimmelte es dort unten, fragend sah Rudi auf das Männlein, denn er traute sich nicht mehr, unaufgefordert zu sprechen.

„Das sind die Eigenschaften Deines Herzens“, sagte das Männlein bedächtig und feierlich, „siehst Du, hier sitzt die Liebe für Eltern und Verwandte, dort ganz in der Ecke kauert der Fleiss und der Gehorsam, und dies hier in dem lichten Gewande, das ist Deine Frömmigkeit. Aber schau nur den hässlichen Fleck auf ihrem reinen Kleide, weisst Du wohl auch, wer denselben gemacht hat?“

Der Knabe senkte verstockt den Kopf, er wollte nicht antworten, aber eine geheime Macht zwang ihn dazu.

„Meine Lüge,“ sprach er leise.

„Ja, Deine Lüge,“ kopfnickte das Männlein traurig, „nicht eher bekommst Du Dein Herz wieder zurück, als bis der hässliche Fleck getilgt ist.“

„Warte,“ rief Rudi erleichtert, „ich werde Wasser und Seife herholen und Bimstein, ja, mit Bimstein kriege ich sogar den schwärzesten Tintenfleck von den Fingern herunter.“

„Wasser, Seife und Bimstein nützen nichts,“ meinte das Männlein, und es war Rudi, als ob es belustigt unter dem langen Bart zuckte, aber gleich war es wieder ernst. „Hast Du noch nie bemerkt, dass der Paradiesapfel die Form eines Herzens hat?“ fragte er von neuem und schrumpfte noch mehr zusammen.

Rudi schüttelte den Kopf.

„Gott hat mir die Form eines Herzens gegeben, dass ich über die Herzen der Menschen wache; ohne Fehl, ohne Falsch und ohne Flecken sollen sie sein. Nun schau zu, dass Du Dein Herz wieder zurückerlangst.“ Damit fasste er Rudis Herz noch fester und sprang in seine Büchse zurück, nur die grüne Spitze seiner Zipfelmütze guckte heraus.

Da wandte sich Rudi an die Schönste und Stattlichste der Weiblein. „Hilf Du mir, den Fleck von meinem Herzen fortzuwaschen,“ bat er.

Sie tat den Mund auf und sprach: „Wenn unser Bruder, der Paradiesapfel, Dir Dein Herz genommen, musst Du selbst das Mittel finden, den Schandfleck zu löschen, aber wir Schwestern wollen Dich auf den rechten Weg bringen.“

Sieh mich an, als stolze Palme strecke ich mein Haupt zu den Wolken empor, so sollt auch Ihr Menschen zum Höchsten streben. Gerade und aufrecht gehe ich wie die Wahrheit, so sollt auch Ihr nie Recht und Wahrheit beugen und stets den Mut haben, Euer Unrecht einzugestehen.“

Sie schwieg und Rudi machte ein höchst schuld bewusstes Gesicht.

„Auch an mir, der Myrthe, sollst Du Dir ein Beispiel nehmen,“ sprach die zweite Schwester mit mahnender Stimme.

„Schau mir ins Auge!“ Rudi hob den Kopf, aber vor den blendenden Strahlen ihres einen Auges auf der Stirn musste er den Blick sogleich wieder senken. „Gib Dir keine Mühe, Du kannst die leuchtende Helle meines Blickes nicht ertragen, nur schuldlose Menschen können es,“ fuhr sie fort. „Rein und licht wie die weissen Blüten auf meinem grünen Gewande soll Dein Herz sein, und gleich meinen Blättern, welche die Form eines Auges haben, sollst Du jeden guten Menschen stets frei und offen anschauen können. Sag, konntest Du Deinem Grossvater heute ehrlich in das alte gütige Auge blicken?“

Immer tiefer neigte sich Rudis Kopf, und jetzt begannen sich die ersten glänzenden Tropfen von seinen Wimpern zu lösen. Da hub das silbergraue Weiblein an: „Ich bin die dritte der Schwestern, am Bachesrand neige ich meine Weidenzweige tief zur Erde nieder. Bescheidenheit und Demut lehre ich Euch, Menschenkinder. Wer gefehlt hat, soll bescheiden seine Schwäche eingestehen und demütig die Strafe auf sich nehmen. Weisst Du noch immer nicht, Rudi, was Du zu tun hast?“

Da begannen Rudis zurückgehaltene Tränen schneller und schneller zu fliessen.

„Ja — ja,“ rief er schluchzend, „ich will es ja dem Grossvater demütig eingestehen, wie schlecht ich gewesen, offen und ehrlich will ich ihm ins Auge sehen und mein Haupt wieder frei emporheben —“ Tränen erstickten seine Stimme.

„Brav gesprochen, Rudi“, wisperte das gelbe Paradiesapfel-Männlein aus seiner Büchse heraus, „Du hast das richtige Mittel gefunden. Schau her, Deine Reuetränen haben den hässlichen Fleck fortgewaschen. Hier hast Du Dein Herz zurück.“

„Aui!“ — tat das wieder weh, laut auf schrie Rudi — er fuhr empor — ja, wo war er denn?

Er sass noch immer in seinem Korbessel in der Laubhütte, statt des putzigen gelben Männleins und der drei Weiblein aber stand der Grossvater vor ihm und schaute ihn lächelnd an.

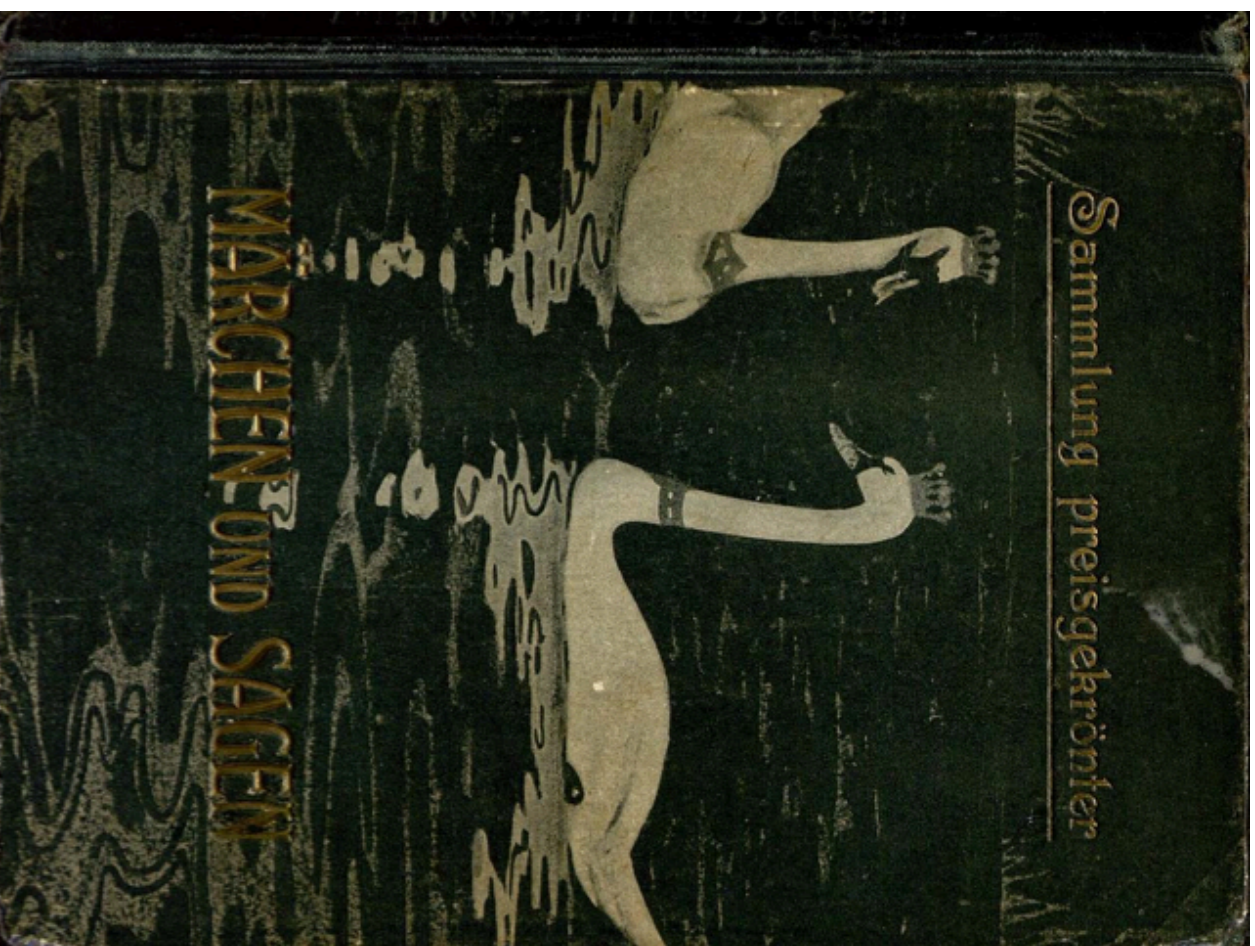
„Langschläfer“, sagte er und klopfte liebevoll Rudis heisse Backen. „So ein grosser Junge schläft am hellen lichten Tage —“

„Grossvater, ach lieber Grossvater,“ unterbrach ihn Rudi, „Du weisst ja gar nicht, wie schlecht ich bin,“ und stossweise kam es heraus, das Schreckliche, dass er den guten Grossvater belogen.

Grossvater war zuerst recht betrübt, aber als er sah, wie leid seinem Enkel das Unrecht tat, und wie heiss er Besserung gelobte, verzieh er ihm gern. Und als die übrigen Kinder wieder lachend und jauchzend in die Laubhütte stürzten, verkroch sich Rudi nicht mehr scheu, jetzt war er wieder einer der fröhlichsten.

In der Ecke der Laubhütte aber stand still, als ob nichts geschehen wäre, der Feststrauß und der Paradiesapfel — nur Rudi sah, wie freundlich er zu ihm herüberblickte.





==== Inhaltsverzeichnis. ====

	Seite
Schlaf, der Gallenweber. Von Jacob Levy . . .	3
Die Mauer des Lichts. " " " . . .	8
Durch den Erbball. " " " . . .	20
Die Kambolohmunder. " " " . . .	45
Das Haus zu den zwei Löwen. " " " . . .	57
Die Kamme. Von Jacob Levy	72
An den drei Eichen. Von Jacob Levy . . .	88
Im Trödelkeller. Von Elise Ury	99
Salomo und das Seindgen. Von Heinrich Reuß .	106
Ammi und Kaufmann. " " "	109
Bär Schorfärfel. Von Heinrich Reuß . . .	124
Der Riese Og. " " "	142

Gott Weininger, R. Hofbuchdruckerei in Gutersberg,
Stuttgart.

Im Trödelkeller.

Von Else Ury.

In großer Hosten aller Lumpen und zerbrochenen Gerümpels war heute in dem Keller des Trödlers abgeladen worden, und die neuen Ankömmlinge stießen überall auf unvorsichtige Gesichter und unfreundlichen Empfang.

„Bitte, kommen Sie mit Ihrem schmuggigen Kleid nicht an meinen schönen roten Samtrod,“ haarte ein alter Sehnsüßel erbst zu dem sich beiseiden in die Erde brütenden Hingekommenen Sadt, „ich habe einst im Zimmer eines Grafen gehalten.“ Er wart sich so stolz in die Brust, daß es bedenklich in seinen morschen Augen knackte. — „Trotzdem haben Sie in dem vornehmen Hause wenig Lebensart gelernt,“ meinte der Sadt schlagfertig, und der Sehnsüßel brummte etwas von „ladgroß“ zwischen seinen lächerhaften Zähnen.

Dickt neben dem Sadt hatte sich ein Etüdden blinde und rothige Silberborte einquartiert, ein zerdfünftenes buntes Seidenkleid rüdte hochmütig von der unansehnlichen Nachbarrin ab.

„Kommen Sie zu mir, liebes Fräulein,“ wisperte es leise; es war ein würziger Heiner Oesell, der da sprach. Ein gelbes Blechröddchen hatte er an, aus dem eine dünne Bergamentrolle mit seltsamen, verwischten Zeichen hervordugte. „Wir wollen uns etwas aus unserer Jugendzeit erzählen.“

„Da bin ich auch dabei,“ meinte der alte Sadt und rollte sich näher, „wenn man erst über die Siechzig ist, lebt man doch nur noch in der Bergangenheit.“

Nach das andere Gerümpel, das die neuen Mieter eben noch geschmüßt, machte plötzlich fremdliche Mienen und spitzte die Ohren, denn Geschichten hörten sie in ihrer Selbstabgeschiedenheit alle gern.

„Sie sind wohl der Letzte von uns,“ wandte sich die blinde Silberborte an den Sadt, „Sie müssen den Hingang machen.“

Der Sadt fruch sich seine Gatten zurecht, räusperte sich und begann: „Niemand von Ihnen, meine Gertschaften, ist wohl in der Welt so weit herumgekommen als ich. Auf dem Hüden eines armen

jungen Guben habe ich meine Meisten gemacht, frohe und böse Tage, gute und schlechte Zeiten haben wir als getreue Kameraden miteinander geteilt. Rein leichtes Brot war es, das kauften, wenn die glänzende Sommeronne auf die weisse, schattende Spanise niederbrannte, auf der mein Herr von Dorf zu Dorf zog! Dann machte ich mich so dünn und leicht, wie nur irgend möglich, um ihm den mühseligen Weg nicht noch mehr zu erschweren. Mander Tropfen saueren Schweißes hängt an meinem Gewebe. Und im Winter — hu! — wenn die Bauern und Stadtleute am warmen Ofen hockten, dann waletete mein Herr mit mir, von der eifigen Stätte fast erscharrt, durch fuhhohen Schnee von Haus zu Haus. Und gar oft schlug man ihm die Thür mit rauhem Wort vor der Nase zu — ja, es gibt recht garstige Menschen in der Welt! Ertrend und hungernd wanderte er weiter, doch kein böses Wort gegen seine Mitmenschen hörte ich je von seinen Lippen, wohl aber fromme Gebete und heilige Lieber, denn er war von Herzen gottesfürchtig.

„Nur auch Tropes erdieten wir zwei auf unserer Wanderung. Wie jubelten die Kinder, wenn ich und mein Herr das Dorf betraten, und die Dinnen und Burden tiefen herzu, um neugierig meinen Inhalt zu mustern. ‚Der Hund‘ ist da‘ wie ein Lauffener verbreitete es sich durch das ganze Dorf, bald waren wir von einem dichten Kreis staunlicher umringt. Was beherbergte ich aber auch alles in meiner Tispe! Runte Puppen, lustige Gampelmänner und billiges Spielzeug für die Kleinen; grellrote Mänder, Schürzen, Dyringe, Mabeln, Zwirn und wuschliche Seife für die langjohpfigen Dinnen; farbige Kofenträger, Mützen, Pfeifen und funfelnde Nupfenadeln für die Burden; schön bemalte Sacktücher, rote und blaue Regenstirme, warme wollene Schals und Schnupftabakspfeifen für die Alten.

„Wenn sich aber der Sabbat auf Friedensflügeln herniederbesenkte, dann hatte das Gabeln und Feilschen ein Ende, dann legte mein Herr seine Festtagskleider an, und Festtag wurde es auch in seinem Herzen. — An einem eifigen Freitagabend war es, ich weiß es noch wie heute, da kamen wir von langer Wanderung in diese Stadt. Gungtrig



und müde war mein Herr, aus allen Densfern schimmerte freundliches Licht, aber keine Tür öffnete sich und keine Stimme sagte: „Rehre ein bei uns!“ Nur die Tür zum Gotteshaufe war weit geöffnet, und Gottes Stimme riefte den Milden auf.

„Fromm und andächtig wie stets betete mein Herr. Als der Gottesdienst zu Ende war, trat an der Synagogenthr ein freundlicher alter Mann auf ihn zu.

„Wie heißt du, und wo bist du dahim?“ fragte er ihn.

„Joseph nennt man mich, sprach mein Herr bescheiden, überall und nirgendes bin ich dahim, ich bin ein armer Hausierer.“

„Komm mit mir, mein Sohn, der Alte sagte freundlich seine Hand, ich habe Schokolade an deinem christlichen Besicht und an deiner Frömmigkeit gefunden. Wärme dich an meinem Feuer, sitze dich an meinem Tische und ruhe unter meinem Dache!“

„So kamen wir in das Haus des menschenfreundlichen Mannes.

„In dem traulich erleuchteten Zimmer stand der festlich gebedete Tisch mit den schimmernden Sabbatstiftern, welche die Frau des Hauses entzündete. Mit mildem Lächeln begrüßte sie den jungen Gast.

„Und Miriam, das schlanke schwarzäugige Töchterlein, das siehlicher blühte als die Rose Sarons, brachte dem armen Fremdling die dampfende Suppe, und sprach liebe herzenswarme Worte zu ihm. — Traurig wollten wir am nächsten Tage wieder das Bündel schnüren und weiter in die rauhe Winterfalte hinausziehen, da sprach unser Witt:

„Joseph, ich habe dich liebgewonnen, du bist fromm, klug und gut, bleib bei uns, ich kann eine junge tüchtige Frau in meinem Geschick gebrauchen.“

„Ach, wie glücklich waren wir beide, strahlend blühte mein Herr auf die liebliche Miriam, die erröthend die schimmernden Augen senkte. — Nicht lange, so ward mein Herr der Schwiegervater seines ehemaligen Gastfreundes; Miriam wählte als arnuttige Hausfrau im trauten Hause des vor kurzem noch Seimatlosen.

„Nicht aber, den treuen Zeugen seiner Armut und seiner Verlassenheit, mich hielt Joseph stets in Ehren, und gar oft zeigte

er mich seinen Kindern, auf daß sie stets bescheiden und demüthig blieben.“ Der Graf wußte sich mit der rauhen Hand eine Schmutzsträne aus dem Auge, er schweig, in alle Erinnerungen versunken.

Da hub das Stündchen Silberborte zu sprechen an, und ihre Stimme klang gerade so eingetrostet, wie ihr Aussehen war: „Wir sind Randseute, lieber Herr, auch mein Leben hat sich in dem Hause Josephs und Miriams abgepielt.

„Seute bin ich alt, häßlich und blind, aber eini war ich die schönste, glühendste Silberborte, die je eine weiße Mäusenüge gezieret hat. Da, sold einen folgen Platz hatte ich inne, und nur am Herbstfest und am Verlobungstage brücte mich mein Herr fromm auf's Haupt. — Am Hochzeitstage Josephs schlug ich zum erstenmal meine blin tenden Augen auf, als die junge Braut mich und meinen Besähten, den langen weissen Kittel, ihrem jungen Gatten überreichte. Und von diesem Tage an habe ich den Joseph treu durchs Leben geleitet bis — zuletzt.

„Ach, was für erthebende Ederabende haben wir zusammen verlebt, auf seibenen Kissen haben wir geseßen, mein Herr und ich, und im Ephem der hellen Festtagsfetzen schimmerte und glüherte ich zur Freude aller Kinder. Deller aber noch als mein Glang sprachte das Auge des Hausheern, wenn es auf sein getrunes Weib und auf die blühende, gesunde Kinderichar fiel, die sich allmählich um den Festtagstisch sammelte. Noch heute höre ich das fragende Eindringen des Jüngfers, der mit Stolz die erste hebräische Leseprobe in der „Mausichtamir“ ablegt. Ich höre den Sonntag des Rates, der den aufgehenden Kleinen von der wunderbaren Errettung der Strachten aus ägyptischer Sinedsthaft berichtet, und ich vernehme wieder die liehen alten Gesänge aus frischen jungen Kinderheßen.

„Und die Verlobungstage — wie andächtig war mir stets gemutte, wenn der Vater den sich um ihn scharenben Kindern feierlich die Hand aufs Haupt legte und den Segen Gottes auf sie herabschickte. Wenn er sein Weib und seine Kinder in die Knie schloß und erhobenen Bergens mit ihnen zum Tempel schritt, um losgelsch von allem Sündigen den heiligen Tag in heiligen Manern zu begehen.

„Ich sah die Kinder heranwachsen, die Stuben und Mädchen, und ich sah den Hochstand des Hauses emporblühen.“

„Und dann kam ein Tag —“, die Stimme der Silberborte wurde leiser — „ein Tag, an den ich denken werde, solange ich lebe. Die Hausfrau wollte mich wie stets aus meinem Schlaf, benommen rief ich mir meine Augen blanz — war denn schon wieder ein halbes Jahr vergangen? Aber wie ward mir — Frau Miriam griff zur Schere, und mit zitternder Hand trennte sie mich von der weißen Miasmütze. Weiße Tränen tropften aus ihren Augen auf mein glänzendes Kleid — da wurde ich unansehnlich und rosig. Und ich wußte es, auch ohne daß es mir einer gesagt hätte, der Joseph war dahingegangen. Meine Kammeraden, die Miasmütze und den weißen Sittel, gab man ihm mit ins Grab, aber von all seinem Hochstand durfte er nicht einmal mich Stüdden Silberborte mit sich nehmen.“

„Da weinte ich, bis ich ganz blind geworden. Sie nichtig und eitel ist doch Geld und Gut!“ Die alte blinde Silberborte nützte nachdenklich vor sich hin.

„Da haben Sie nur zu sehr recht,“ nützte sich die kleine gelbe Messingrolle jetzt ins Gespräch, „auch ich weiß ein Lied davon zu singen. Bei dem ältesten Sohne Josephs habe ich mein Leben zugebracht; in meinem unspheibaren Gewande beruge ich das heiligste Gebeht des Straeliten, das „Söre Strael!“

„Mit eigener Hand besetzte mich Joseph, als sein Sohn ein eigenes Heim begründete, an dem Türpfosten des neuen Hauses. Den Ehrenplatz hatte ich inne, an der Spitze zum Einlassgemach prangte ich. Und wer durch die Tür trat, berührte mich ehrentätig mit den Lippen. — Der Reichthum im Hause stieg — aber die Ehrfurcht, die man mir sollte, nahm in gleichem Maße ab.“

„Eines Tages fand die Frau des Hauses, daß ich zu unansehnlich für das Prunkgemach sei, und man wies mit meinem Platz an der Speisegimmertür an. Eigentlich war meine neue Wohnung viel interessanter, ich sah mehr Menschen, aber es fränkte mich doch, daß man über mein bescheidenes Kleid den heiligen Gehalt vergaß. Und dann, was ich jetzt zu sehen bekam, betrübte mich recht.“

„Was war aus der innigen Frömmigkeit und dem trankischen Gemüthleben, wie der Sohn es im Hause des Vaters vor sich gesehen hatte, geworden! Saute Feste, geräuschvolle Gesellschaften und gepuhte Menschen bekam ich zu sehen, sie schlammten und praßten, aber keiner dachte daran, Gott für die genossenen Speisen Dant zu sagen. — Die Sabbatruhe mit dem lichtbeglänzten Tisch war aus dem Hause geschwunden, die schönen friedlichen Festtage, an denen sich einst die Gamille zusammengesetzt, gingen unter in dem Lärm des Alltags. — Und immer mehr stieg der Reichthum — da wurde ich auch für das Speisegimmer zu gering. An die Tür zum Kinderzimmer nagelte man mich. Aber auch dort wurde mein Herz nicht froher, die armen Kinder dauerten mich.“

„Da wuchsen sie nun auf, ohne Frömmigkeit, ohne Ehrfurcht vor den Geboten ihrer Religion. Das Schönste im Leben eines Kindes, das noch im späten Alter die vergangene Jugendzeit mit goldenem Märchengauber umweht, das innige jüdische Gemüthleben und die Rechte der Festtage, lernten sie nicht kennen. Auch mich kannten und ehrtten sie nicht, und eines Tages löste mich gar ein mutwilliger Knabe led von meinem Stofsen.“

„Schon sollte ich in den Reichthum wandern, da fand mich der Hausherr, und ein Erinnerungsjunkten an das Haus seines Vaters glomn wohl in ihm auf, denn er nahm mich empor und schlug mich an die — Küchentür!“

„Ganz, ganz hinten, am Ausgang hatte ich jetzt ein bescheidenes Plätzchen, da wohnte ich viele Jahre. — Ohne Gottesange gedehnt nichts, das sollte sich auch in diesem Hause behaupten.“

„Von meinem so abgelegenen Plätzchen konnte ich es nicht beobachten, wie der schnell erwerbende Reichthum nach und nach wieder abnahm. Aber eines Tages drangen Männer in das Haus, sie schleppten die selbenern Possen und kostbaren Geräte davon, ein Stück nach dem andern sah ich an mit vorübertragen. Da war es mit der ganzen Herrlichkeit zu Ende. Und mich, die einst so hochgeehrt, riß die Stöchin mit rauter Hand vom Türpfosten. Ich wanderte zu den Lumpen und altem Gerümpel, mit dem auch Sie wohl, meine Herrschaften“

— die Messingrolle wandte sich zu dem Gad und der Silberborte —
„hierhergekommen sind. Ja — ja — so geht's im Leben!“ —

Sie verstummt plötzlich — die Tür harrte, der Tröbler war
in den Keller getreten. Die Silberborte wanderte mit all den andern
Stumpen in den Gad, und der Tröbler nahm die ganze Gesellschaft
auf den Rücken und trug sie in die Papiermühle.

Die kleine Messingrolle aber kam wieder zu Ehren — „eine
Meinse“ — rief der Tröbler überaus, hob sie sorgsam auf und
besetzte sie an der Tür seines Kellers — da könnt ihr sie noch heute
sehen!

E. Jakobi: Ein Jahr aus Ruths Leben. Eine jüdische Erzählung. Berlin 1906.

Ein Jahr aus Ruths Leben.

Eine jüdische Erzählung von E. Jakobi
mit einem Vorworte von Dr. Meier Hildesheimer.



Berlin 1906.

Verlag von Louis Lamm.

Meiner Mutter gewidmet

E.



(...)

„Besonders soll es meine Aufgabe sein, mein Kind,“ fuhr sie fort, „die Liebe zum Judentum in deinem jungen Herzen zu wecken, wenn sie nicht schon wach darin ist. Man braucht, um das zu erreichen, keine Lobeshymnen auf unsern Glauben zu singen, man braucht nur seine Gesetze, sein Wesen, seine Sitten und Gebräuche zu erklären. Man kann das Judentum nicht lieben, ohne es zu verstehen, aber wer sich mit Ernst damit beschäftigt hat, der wird es lieb gewinnen.“

Rezension zu: E. Jakobi: Ein Jahr aus Ruths Leben. In: Im deutschen Reich: Zeitschrift des Centralvereins Deutscher Staatsbürger Jüdischen Glaubens (1895 - 1922) H. 1 (1907), S. 75-76. [in Transkription]

E. Jakobi, Ein Jahr aus Ruths Leben. Eine jüdische Erzählung. Berlin, Louis Lamm. 1906.

Das geringe Interesse, das die jüdische Jugend jüdischen Angelegenheiten entgegenbringt, rührt nicht zum wenigsten daher, daß diese nicht in hübschen, der Anschauungswelt der Jugend entsprechenden Jugendschriften behandelt werden. Wir haben keine jüdischen Jugendschriften.

Der Verfasser der vorliegenden Erzählung trägt diesem Mangel Rechnung. Freilich ist ihre Tendenz einseitig: eine jüdische Jugendschrift muß für Leser aller religiösen Schattierungen geschrieben sein. Bevorzugt sie die Orthodoxie vor der liberalen Richtung (wie im vorliegenden Falle), oder umgekehrt, so wird der jugendliche Leser, der in entgegengesetzten Anschauungen aufwächst, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Jakobis Werkchen, das Rabbiner Dr. Meier Hildesheimer mit einem empfehlenden Vorwort versehen hat, ist eine Pensionsgeschichte. Von Hause aus streng religiös erzogen, verlehrt Ruth ein Jahr in einem frommen jüdischen Mädchenpensionate, in dem die jungen Damen nicht zu oberflächlichen Modeprinzessinnen, sondern zu denkenden, religiösen Jüdinnen erzogen werden. Eine erschütternde Episode klingt in dies trauliche Idyll hinein: Ruths Cousine Mathilde war aus ihrem Elternhause geflohen, um das ihr innerlich fremde Judentum auf den Altar ihrer Liebe zu einem christlichen Aristokraten zu legen. Vor dem formellen Uebertritt zurückschauend, kehrt Mathilde am Vorabend des Versöhnungstages in das herzliche jüdische Familienleben des Pensionats zurück. - Daß sich Ruth am Schluss der Erzählung mit dem jungen Religionslehrer des Pensionats verloben würde, läßt sich gleich nach ihren ersten religiösen Gesprächen unschwer erraten.

Von einem Kapitel zum andern rankt sich eine Darstellung und Begründung der traditionellen Zeremonien des Judentums. Die Erzählung ist war und fesselnd geschrieben, die Sprache ist rein und edel, die Ausstattung recht gut. W.